

Inhalt

EINLEITUNG	
<i>Eva Horn, Bettine Menke, Christoph Menke</i>	7
ÄSTHETIK: WIRKLICHKEIT ERKENNEN	
<i>Rüdiger Campe</i>	
Der Effekt der Form. Baumgartens Ästhetik am Rande der Metaphysik	17
<i>Rodolphe Gasché</i>	
Understanding (and) Rhetoricity. On Hans-Georg Gadamer's Philosophical Hermeneutics	35
<i>Andrea Kern</i>	
Zwei Seiten des Verstehens. Die philosophische Bedeutung von Kunstwerken	57
<i>Peter Henninger</i>	
Poetik der Aussparung, oder: Das Ungeschriebene, der Placebo-Effekt und Merleau-Pontys Kunstbegriff	81
FIKTION: WIRKLICHKEIT SCHREIBEN	
<i>Gerhard Neumann</i>	
Zitierte Authentizität in Stifters <i>Nachsommer</i> und Fontanes <i>Effi Briest</i> . Hegel – Bergson – Barthes	105
<i>Georges Didi-Huberman</i>	
Die Nadel und der Schmetterling, oder: Das Dispositiv der durchdringenden Stille	127
<i>Beate Söntgen</i>	
Interieur: Vom Wohnen in Bildern	139
<i>Eva Horn</i>	
Abwege der Forschung. Zur literarischen Archäologie der wissenschaftlichen Neugierde (Frankenstein, Faust, Moreau)	153
<i>Carol Jacobs</i>	
Was heißt Zählen? W. G. Sebalds <i>Die Ausgewanderten</i>	173

<i>Ulla Haselstein</i>	
„Rücksicht auf Darstellbarkeit“: Jonathan Safran Foers	
Holocaust-Roman <i>Everything Is Illuminated</i>	193
<i>Bart Philipsen</i>	
Prosopopöie und Atropos: Blicke zwischen Text und Leser	211
THEATRALITÄT: WIRKLICHKEIT SPIELEN	
<i>Samuel Weber</i>	
The Incontinent Plot (<i>Hamlet</i>)	233
<i>Bettine Menke</i>	
Reflexion des Trauer-Spiels. Pedro Calderón de la Barcas	
<i>El mayor monstruo, los celos</i> nach Walter Benjamin	253
<i>Christoph Menke</i>	
Die Depotenzierung des Souveräns im Gesang. Claudio Monteverdis	
<i>Die Krönung der Poppea</i> und die Demokratie	281
<i>Juliane Rebentisch</i>	
Theatrokratie und Theater. Literatur als Philosophie	
nach Benjamin und Brecht	297
<i>Gabriele Brandstetter</i>	
„Stück mit Flügel“. Über Gehen schreiben	319
LEKTÜRE: WIRKLICHKEIT LESEN	
<i>Michèle Lowrie</i>	
Reading and the Law in Ovid	333
<i>Cornelia Vismann</i>	
Benjamin als Kommentator	347
<i>Eva Geulen</i>	
Form-of-Life/Forma-di-Vita. Distinction in Agamben	363
<i>Hent de Vries</i>	
Vom „Ghost in the machine“ zum „geistigen Automaten“.	
Philosophische Meditationen bei Wittgenstein, Cavell und Lévinas	375
AUTORINNEN UND AUTOREN	403
PERSONENREGISTER	407

Einleitung

LITERATUR ALS PHILOSOPHIE – PHILOSOPHIE ALS LITERATUR behauptet eine interne Relation beider, der Literatur und der Philosophie, und stellt diese Relation als Chiasmus vor: als Überkreuzstellung, als spiegelbildliche Anordnung einer Antithese im symmetrischen Austausch. Wird *Literatur als Philosophie* aufgefasst, dann insofern literarische Werke – wie Kunstwerke überhaupt – auf sich selbst referieren und sich in ihrer Verfasstheit selbst zum Gegenstand werden. Sie gewinnen Einsicht in die eigene Darstellungsstruktur und deren Effekte, ja eine Einsicht in das, was Darstellung und Sprache überhaupt sind, ohne jedoch je mit ‚Philosophie‘ als Theorie zusammenzufallen. Umgekehrt *Philosophie als Literatur* aufzufassen heißt, sie als Schreibweise in den Blick zu nehmen. Sie wird dadurch mit Literatur nicht identisch, sie wird aber auch ‚als Philosophie‘ mit sich nicht mehr einstimmig sein – wenn sie ihre eigene Bestimmtheit *als Schreibweise* ernst nimmt. Damit wären beide Bestandteile des Titels, würden sie als identifizierende Feststellungen genommen, falsch. Ebenso verfehlt wäre die Illusion einer totalisierenden Schließung, die sich an einen symmetrischen Austausch zwischen Literatur und Philosophie heften könnte.

Literatur als Philosophie und Philosophie als Literatur zu betrachten, intendiert damit zweierlei: Einerseits gilt es, Vorschläge zu einer jeweiligen Perspektive beider aufeinander zu machen. Andererseits wird mit den Teilstücken des Chiasmus an eine Diskussion erinnert, deren erbitterte Virulenz die theoretischen Debatten der achtziger und neunziger Jahre wie keine andere geprägt hat (exemplarisch für deren Fronten: Jürgen Habermas’ Klage über die „Ein-ebnung des Gattungsunterschieds zwischen Philosophie und Literatur“ und Richard Rortys Entwurf von Philosophie als einer „anderen Art zu schreiben“). Diese Diskussion, die verbunden ist mit der Philosophie der Dekonstruktion, wurde inzwischen zwar durch einen Friedensschluss beendet, ist dadurch aber nicht erledigt. Das Feld der mit dieser Debatte verbundenen – und offenen – Fragen kann durch Namen wie Walter Benjamin, Hans Blumenberg, Stanley Cavell, Jacques Derrida, Paul de Man, Hans-Georg Gadamer, Louis Marin und Maurice Merleau-Ponty abgesteckt werden.

Anders als diese Debatte unterstellte, geht der vorliegende Band davon aus, dass der Bezug von Literatur und Philosophie, der ihre Disziplinengrenze überschreitet, weder die Philosophie noch die Literatur *von außen* bedroht. Wenn mit *Literatur als Philosophie* und *Philosophie als Literatur* Disziplinengrenzen überschritten werden, dann nicht in dem Sinne, dass eine gegebene

Grenzlinie zwischen disziplinären Territorien mal mehr, mal weniger legal, im größeren oder kleineren Grenzverkehr übertreten werde. Vielmehr ist der Berührungsbereich, zu dem die Grenzlinie – im und als Zwischenraum – sich hat ausdehnen müssen, nicht nur zwischen den Entitäten aufzufinden, sondern bereits jeweils innerhalb dieser Einheiten aufzuweisen. Er ist der Raum, der eröffnet wird, *um* ‚differenziert‘ zu werden und *indem* er differenziert wird. Dieser Band soll der Relation zwischen Philosophie und Literatur und deren Nicht-Entschiedenheit oder gegenseitigen Inklusion Raum geben: Es geht um Szenarien und Schauplätze für Berührungen und Interventionen, um gegenseitige Eintragungen, Kommentierungen, Affizierungen, Zu- und Abwendungen. Literatur und Philosophie differenzieren sich voneinander jeweils ineinander – genau dies macht die Vielfalt ihrer Bezugnahmen aufeinander aus.

Werden Literatur und Philosophie so, als sich jeweils *ineinander voneinander* unterscheidend, betrachtet, so ist damit ebenso die Verbindung, ihrer beider Gemeinsamkeit, wie auch bereits ihr Gegensatz, ihre Entgegen- und Auseinandersetzung bezeichnet. Es handelt sich um jeweils asymmetrische Relationen von Literatur *und* oder *als* Philosophie, von Philosophie *und* oder *als* Literatur. Diese asymmetrischen Relationen sind mehrfache, die nicht aufeinander abgebildet und nicht ineinander überführt werden können: der Philosophie als Literatur oder Schreibweise; der Literatur als Philosophie oder Selbstreferenz; der Philosophie wie der Literatur als Lektüren, als Reflexion der Formen des Wirklichkeitsbezugs.

Als Schreibweisen verstanden wären beide, Literatur *und* Philosophie, ‚Litteratur‘, im Sinn des buchstäblichen Geschrieben-Seins, bzw. der verschiedenen Formen und Modi von schriftlichen Aufzeichnungen. Und insofern würde die Relation von Literatur und Philosophie als asymmetrische gefasst: Wenn Philosophie und Literatur als – und seien es auch: verschiedene – *Schreibweisen* verhandelt werden, so wird Philosophie *als* ‚Litteratur‘, in Perspektive ihrer sprachlichen Verfasstheit, ihrer Litterarizität oder ‚Litterarizität‘ angesprochen. Dann fällt zwar *die* Literatur, die durchs ‚und‘ der Philosophie verkoppelt ihr gleichgeordnet würde, mit derjenigen, die *als Schreiben* den gemeinsamen Grund von Literatur wie Philosophie angibt, nicht zusammen. Um die *eine* Literatur und die *andere*, grundlegende, unter die auch Philosophie als Schreibweise fiel, voneinander zu unterscheiden, mag man von ‚schöner Literatur‘ (was eher den sinnlichen Eindruck) oder von ‚Dichtung‘ (was eher das Erfinden, die Fictio und die Inventio) oder von ‚Poesie‘ (was eher das Machen unterstreicht) sprechen. Jedenfalls meint Literatur eine Bindung an die sprachliche Verfasstheit, genauer noch an die buchstäblichen Elemente (wie die ältere Schreibweise ‚Litteratur‘ unterstreicht: Buchstabenlehre, Kunst des Lesens und Schreibens, wie auch Deutung dichterischer Schriften) – während die Liebe der Philosophie etwas anderem gilt. ‚Literatur‘ und ‚Philosophie‘ benennen dann aber auch bereits zwei Züge der Philosophie selbst: zum einen die Tatsache, dass sie Schreibweise ist, und zum andern ihre Tendenz, sich eben davon abzulösen, ihre ‚Litterarizität‘ hinter der Arbeit an und mit

Begriffen zu eskamotieren. Philosophie als Schreibweise oder ‚Literatur‘ beschreibt also eine doppelte Perspektive: von außen auf die Philosophie von der Literatur her; aber auch von innen eine Relation der Philosophie auf sich selbst. Zu sich als ‚Literatur‘ oder ‚Schreibweise‘ hat die Philosophie sich im Verlauf ihrer Geschichte in verschiedener Weise verhalten; indem sie sich der Literatur (als ihrem Gegenstand oder Medium) zugewendet oder gerade von ihr abgewendet hat. Sie kann aber diesen Zug nicht ausschließen, ohne sich darin auf das Ausgeschlossene negativ zu beziehen, ohne also einen ihr eigenen Zug zu vergessen. Die These dieses notwendigen Bezugs ist eine literarische (oder ‚litterarische‘) Behauptung über die Philosophie, die aber der Philosophie von innen angehört.

Der ‚gemeinsame Grund‘ von Literatur und Philosophie macht allerdings auch gerade dort, wo sie komplementär, als zutiefst verschiedene Schreibweisen gedacht werden, noch den Grund ihrer gegenseitigen Konkurrenz aus. Dabei ist dieser ‚gemeinsame Grund‘ nicht einfach (als Universale) gegeben, sondern ist als *Prozess* zu entfalten: als Grund, auf dem ihre Unterschiede Platz greifen und ihre Differenzen sich entfalten, durch die gegenseitige Inskription ihres Sich-Unterscheidens, ihres gegenseitigen Miss- oder Unverständnisses, ihrer Einverständnisse (die stets auch ein gegenseitiges Verkennen oder ein Selbstmissverständnis sein mögen), ihrer gegenseitigen Überbietungen und nicht zuletzt: des Desinteresses aneinander.

Diese ebenso lange wie bedeutsame Geschichte der selbstgesetzten Unterscheidungen und Abgrenzungen von Literatur und Philosophie betrifft wohl in erster Hinsicht die Relation von RHETORIK und Philosophie: ihre Konkurrenz in Bezug auf das Verhältnis von *technē* und *physis*, *ars* und *natura*, auf die Einsätze der Rede und ihre Szenarien, die Ver- und Zuteilung von Rede, deren Zwecke und die Bestimmungen ihres Gelingens. Dabei tendiert die philosophische Rede dazu, diese Fragen unter dem Titel der ‚bloßen Rhetorik‘ zu thematisieren und ins Sekundäre zu verbannen. Rhetorik aber für ein literarisches Unternehmen (im engeren Sinne) zu halten, wäre verfehlt. Vielmehr besteht die Bestimmtheit der Philosophie als ‚Schreibweise‘ gerade in ihrer spezifischen Rhetorik. Einen theoretischen Entwurf dazu hat Hans Blumenbergs *Metaphorologie* vorgestellt, ein Entwurf, der präzise Paul de Mans *Epistemologie der Metapher* korrespondiert in der Aufmerksamkeit für das Verhältnis von Erkenntnis zu ihrer figurativen Verfasstheit und die metafigurative Einsicht in dieses Verhältnis.

Umgekehrt mag man, mit Rücksicht auf die anfängliche Asymmetrie in der Relation von Literatur und Philosophie, es den *philosophischen* Zug der Literatur nennen, dass auch literarische Texte ein Wissen von sich selbst, von ihrer Sprache, deren kognitiver Reichweite und Grenzen haben. Philosophie ist seit ihrem sokratischen (Neu-)Beginn das Unternehmen einer selbstreflexiven Erkundung der Formen und Gründe des Wissens, das sich im Erfahren und Handeln ausdrückt. Philosophie ist dasjenige Wissen – das bezeichnet *ihre* disziplinäre Einheit –, das Wissen des Wissens von sich selbst ist. Das schließt

immer schon ein, dass das philosophische Wissen Wissen des philosophischen Wissens von sich ist. Nur so gewinnt (wie Stanley Cavell nachdrücklich beschrieben hat) die Philosophie ihr Wissen vom Wissen: indem sie sich fragt, wie und woher sie selbst etwas weiß. An dieser selbstreflexiven Leistung der Philosophie hat die Literatur teil. Das Wissen literarischer Texte von sich ist der philosophische oder, wie auch gesagt worden ist, der ‚epistemologische‘ Zug, der ihrer sprachlichen Verfasstheit und deren interner Reflexion selbst zugehört. Das heißt auch, dass es viel zu kurz greift, vom Einfluss der Philosophie auf Literatur oder auch von der Literatur als Resonanzraum philosophischer Rede und Erkenntnis zu sprechen. Der Literatur kommt ein eigener Modus des Theoretisierens und Philosophierens zu; darin liegt ihre – umgekehrte, der Philosophie in der Literatur ebenso entsprechende wie entgegengesetzte – Impliziertheit in der Philosophie.

So wie sich aber die Philosophie der Literatur entgegensetzt, die sie als Schreibweise enthält, wenn nicht sogar *ist*, indem sie zum Beispiel ihre eigene Literarizität zum ‚bloß Rhetorischen‘ erklärt, so muss umgekehrt die Literatur die Philosophie, die sie ist und enthält, relativieren oder reduzieren. Das betrifft den Allgemeinheitsanspruch der literarischen Selbstreferentialität. Denn zum einen ist sie, als *Selbsterkenntnis*, immer schon mehr als nur ihre *Selbsterkenntnis*; der Selbstbezug eines literarischen Textes gilt nicht nur ihm selbst, sondern zugleich – allgemeiner – Textualität und Sprachlichkeit überhaupt. Jeder literarische Text stellt eine „Allegorie“ (de Man) der Literatur und Sprache, des Lesens und Verstehens. Eine Allegorie kann (und will oder soll) aber keine Theorie sein; sie kann (und will oder soll) also den Allgemeinheitsanspruch, den zu erheben sie nicht vermeiden kann, nicht argumentativ einholen. Der Allgemeinheitsanspruch, den jeder literarische Text als Anspruch: „So ist es“ (Alexander G. Düttmann) erhebt, bleibt *im* literarischen Text notwendig unerfüllt. Eben das aber heißt nichts anderes, als dass die Literatur, die in ihrem Selbstbezug ‚Philosophie‘ ist, nicht Philosophie werden kann (oder will oder soll). Die Philosophie ist darin soweit ‚theoretisch‘, nämlich eine Form des Wissens, wie sie sich Argumentationsverfahren anvertraut, die ihre Ansprüche verbürgen sollen, sich aufs Wissen, Darstellen, Sprechen usw. im Allgemeinen zu beziehen. Allerdings ist die Frage, wie weit das Vertrauen in diese Argumentationsverfahren die Philosophie tatsächlich zu tragen vermag, in ihr selbst strittig. Die Literatur führt nicht einmal diesen Streit, sondern hat sich in ihm entschieden; diese Entscheidung *ist* die zur Literatur. Darin kündigt sie ihre ‚Philosophizität‘ stets wieder auf; das ist aus Sicht der Philosophie: worin sie ihren eigenen Anlauf zur Philosophie abbrechen muss, worin sie nicht Philosophie werden kann; aus Sicht der Literatur: worin allein sie jener Einsicht entspricht, die sie selbstreflexiv gewinnt.

Darin erst liegt die spiegelbildliche Entsprechung der beiden Asymmetrien, die Philosophie und Literatur so verbinden, dass sie ihren unversöhnlichen Gegensatz in ihrer unauflösbaren Verknüpfung wiederholen und bekräftigen. *Philosophie als Literatur*: Das ist der literarische (oder ‚litterarische‘)

Charakter der Philosophie, den sie nur so haben kann, dass sie ihn als ‚Rhetorik‘ marginalisiert. *Literatur als Philosophie*: Das meint den philosophischen Gehalt der Literatur, den sie nur so beanspruchen kann, dass sie seine argumentative Einlösung zurückweist. Die Asymmetrie in der Verbindung von Philosophie und Literatur entfaltet sich in dem Streit, den sie jeweils in sich miteinander führen; in dem Streit mit dem je Anderen, der sie beide sind.

Um diesen Streit miteinander führen zu können, müssen sich Literatur und Philosophie so aufeinander beziehen, dass sie einander lesen, sich in das jeweils Andere oder das jeweils Andere in sich einlesen. Dabei handelt es sich (gerade auch insofern das jeweils Andere ihre jeweils ‚eigenen‘ Dimensionen sind) um nicht integrierbare, miteinander konkurrierende Lektüren, und zwar nicht zuletzt ihrer selbst. Philosophie und Literatur gibt es nur so, dass sie von sich wissen, und dieses Wissen von sich gewinnen sie nur so, dass sie voneinander wissen, d. i. einander lesen. Daher kann keine von beiden in dem Sinn zur Metasprache werden, dass sie dem jeweils Anderen ein gültiges, akzeptables Bild zu geben vermag. Dies erklärt nicht nur, weshalb das Bild der Philosophie (oder des Philosophen) in der Literatur zumeist eine Karikatur ist. Genau deshalb ist auch die philosophische ÄSTHETIK nicht die Metasprache der Literatur (oder der anderen Künste). Die Selbstreflexion der literarischen Werke, die Reflexion ihrer Möglichkeit vor und jenseits von Darstellung, kann nicht in die Begriffe der philosophischen Ästhetik übersetzt werden. Der Ort wie der Sinn der Ästhetik ist ein anderer als der einer philosophischen Übersetzung literarischer Praxis. Denn nicht nur verhält sich die Literatur selbst noch einmal lesend und kritisierend zu ihrem philosophischen Begriff und unterläuft dessen Feststellungen – sei es die Festlegung des Textes auf Ganzheit und Einheit, sei es die auf Heterogenität und Fragmentierung. Auch in der Philosophie soll die Ästhetik nicht die Literatur auf den Begriff bringen und ihr ihren Platz in der Ordnung des Wissens anweisen, sondern den Begriff und die Ordnung des Wissens von der Literatur aus befragen.

Die jeweiligen Schreibweisen von Literatur und Philosophie können nicht in der jeweils anderen ihre restlose Übersetzung oder gar ihre metasprachliche Reformulierung finden. So gewinnen Literatur und Philosophie, indem sie sich dem jeweils anderen zuwenden, je auch eigene Kontur: als Widerständigkeit gegen einander, gegen die Übersetzung in die andere Schreibweise. Und zwar im jeweils inneren Widerstreit mit sich selbst.

Weil Literatur und Philosophie, in ihrer Verbindung und Entgegensetzung als Weisen des Sich-Schreibens und -erkennens, Modi und Strategien des Lesens voraussetzen, stehen sie in einem ebenso komplementären wie konkurrierenden *Welt*bezug. Das betrifft ihre jeweilige Art und Weise, Welt zu lesen, Welt zu repräsentieren, Welt in Szene zu setzen, Welt zu schreiben – oder auch, dies sein zu lassen. Die Namen dafür sind bekannt: es sind Mimesis oder Abstraktion, Begrifflichkeit oder Bildlichkeit, Darstellung oder Theatralität, Universalität oder Singularität im Gestus ihres Schreibens. Die Rede von den ‚Wirklichkeiten‘ meint damit nicht so sehr die Frage nach den Inhalten von

Literatur und Philosophie – danach, wie sie sich auf Gegenstände beziehen –, sondern die Struktur des Entwurfs, den sie von der Wirklichkeit herstellen, ihren „Wirklichkeitsbegriff“ im Sinne Hans Blumenbergs. Beide, Philosophie und Literatur, repräsentieren nicht, sondern *reflektieren* Wirklichkeiten, und das heißt die Konstitutionsweisen von Wirklichkeit, aber sie tun dies in unterschiedlicher Weise, als Darstellung oder Denken, als Poiesis oder Analytik ihres Gegenstandes. Beide, Philosophie und Literatur, haben mithin einen Weltbezug, sofern oder indem sie einen Textbezug haben: als LEKTÜRE. Weil es eine je schon textlich verfasste Welt ist, auf die das Schreiben in Philosophie und Literatur Bezug nimmt, ist ihr Modus der Bezugnahme auf die Welt *Lesen*. Der unterschiedlichen Weise ihres Lesens entspricht dabei, wie Literatur und Philosophie den Wirklichkeitsbezug, den sie sich erlesen, konzipieren: etwa als wirklichkeitsstiftenden Effekt von Tropen oder aber als die Referenz des Erkennens, als Bildlichkeit oder Begrifflichkeit. Der ‚Wirklichkeitsbezug‘ philosophischer Texte ist ihre Frage nach der Möglichkeit, den ‚Gelingensbedingungen‘ der Referentialität der von ihnen gelesenen Rede; sie ist ‚sekundäre Referentialität‘. Dies teilt die Literatur mit der Philosophie – beide gehen der Frage nach der (Un-)Möglichkeit von Referentialität in spiegelbildlicher, spiegelbildlich verkehrter Weise nach. Weil Philosophie und Literatur gemeinsam ist, einen ‚unmittelbaren‘ Wirklichkeitsbezug nicht zu haben, sondern zu lesen, und weil sie ihr Lesen so sehr verbindet und trennt, wie das für ihr Schreiben gilt – deshalb verstehen sie, *wie*, ja, *ob* es Wirklichkeit ‚gibt‘, auf entgegengesetzte Weise.

Eine erste Konsequenz daraus ist, dass man also nicht ohne weiteres mehr im Gegenstandsbezug oder dessen Fehlen die Differenz von Literatur und Philosophie und deren Schreib- und Leseweisen wird lokalisieren dürfen. Denn so wie es einen ‚Gegenstandsbezug‘ der Literatur gibt, und sei es in ihrer selbstkonstitutiven Abwendung von allen ihr vorausliegenden Gegenständen, so gibt es einen Zug zur Ent-Gegenständlichung der Philosophie – wie und ganz anders als in der Literatur. Dass die Philosophie sich in ihrem Lesen welthaltiger Texte auf deren Form bezieht, trägt in sie eine Dynamik der Abstraktion ein, die bis zur Annäherung an die formalen Sprachen führt, in die Philosophie sich zuweilen zu transformieren sucht. Darin stellt sich Weltbezug in der vollständigen Darstellung von dessen Form wieder ein. An der Mathematik hat umgekehrt gerade auch die Literatur immer wieder ihr Vorbild oder Schema gesucht. In der Analogie zur Mathematik ist die Literatur nach Novalis ‚freies Spiel‘. Dass sie aber eben dadurch nach Novalis ‚das Höchste‘ *sage*, impliziert, dass jede Schreibweise, so abstrakt sie sei, den literarischen Texten einen ‚Begriff‘ der Wirklichkeit zu lesen geben. Modi solcher Konstitution von Gegenständlichkeit sind FIKTION und THEATRALITÄT. Literarische Texte ‚setzen‘ Referenz – aber zugleich verhandeln sie deren Möglichkeitsbedingung anhand von Figuren, die eine referentielle Illusion erzeugen oder diese in der Disfiguration der Darstellung wiederum durchbrechen. Schauplätze solcher referentiellen Illusionseffekte (und ihrer Brechung) sind etwa Evidenz

und Prosopopöie oder der ‚autobiographische Effekt‘ bestimmter Texte (von der Autobiographie als Gattung bis zur lyrischen Subjektivität). Literarische Texte machen die Frage nach der Möglichkeit von Referenz in dem Maße dringlich, wie sie die Inkongruenz von Figur und Zeichen, von Sagen und Zeigen ausstellen. Das heißt aber: Referenz stellt sich für die Literatur (und möglicherweise auch für die Philosophie) im Wege ihrer Selbstbezüglichkeit ein, als Bezug auf ihre eigenen Konstitutionsweisen, auf ihre Konstruktionsverfahren, ihre Fiktionalität, auf die illusionäre Gegebenheit ihrer Gegenstände. Topoi dieser Fragestellung waren klassischerweise Autobiographie, Trauer, Gedächtnis im Hinblick auf einen verlorenen oder entzogenen Referenten, Geheimnis, Latenz oder ‚poetische Dunkelheit‘ im Hinblick auf einen ungreifbaren oder unwissbaren Referenten. Eint Philosophie und Literatur die Frage nach der Form des Wirklichkeitsbezugs – eine Frage, die nicht so sehr Ablenkung und Unterbrechung wie Bedingung ihres Bezugs zur Wirklichkeit ist – dann sind sie zugleich Praktiken, die an der Form dieses Bezugs arbeiten, indem sie ihn beschreiben und umschreiben. In der Arbeit an dieser Form *verhalten* sich Literatur und Philosophie zu ihr, als zur Frage nach der Möglichkeit der Referenz der Texte – ein Sich-Stellen oder Sich-Verhalten, das in letzter Konsequenz eine ethische Frage aufwirft, die Frage nach der *Ethik der Texte*.

Diese Frage nach der Gegebenheitsweise der Gegenstände – um nicht zu sagen: der Welt –, die Literatur und Philosophie gemeinsam stellen, aber auch bis zum Streit entgegengesetzt durchdenken, führt auf die geistige und disziplinäre Situation zurück, in der sich uns diese Frage heute stellt. Unter dem Programm der *Kulturwissenschaft* scheint sich nämlich eine gegenseitige Indifferenz von Philosophie und Literatur abzuzeichnen, die neuartig ist. Einerseits wendet die Mainstream-Philosophie sich nicht nur zunehmend von der Beschäftigung mit Kunst und Literatur ab, sondern zeigt sich auch unwillig, ihre eigene Literarizität zum Gegenstand ihres Interesses zu machen. Andererseits wird die Literatur nun vorrangig in anderen, dezidiert nicht-philosophischen (bzw. der Philosophie konkurrierenden) Bezügen wahrgenommen. Erklärt zu einem ‚kulturellen Artefakt‘ unter anderen, wird Literatur zum Trägermedium von Symbolisierungen, Kommunikationsformen und kulturellen Praktiken, deren Gegenstände – seien es Politik, Religion, Recht, Mythologie oder die historischen Formationen der Wissenschaften – sich als Thematisierungen in ihr aufsuchen lassen. Die spezifische Textualität von Literatur wird so zur allgemeinen diskursiven Verflochtenheit und zum Kontinuum ‚kultureller Kommunikation‘ nivelliert. Eine solche Perspektive verkennt dabei nicht nur den wirklichkeitskonstitutiven Charakter der Literatur als Schreibweise, sondern vor allem auch die tiefgreifende Diskontinuität und Heterogenität dessen, was sie als ‚Kultur‘, ‚Diskurs‘ oder ‚Wissen‘ umstandslos als Bezugspunkt des Literarischen unterstellt.

Die bruchlose und unmittelbare Gegebenheit des Referenten von Literatur wie von Philosophie in Frage zu stellen, impliziert, dass die komplexe und komplizierte Relation beider als Schreib- und Leseweisen auch in den Kern

der methodischen Grundlagen der Kulturwissenschaften zielt. Bestritten ist damit nicht nur der frohgemute Anspruch, eine kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft könne sich schlicht auf das vermeintlich Thematische an literarischen Texten richten. In Frage gestellt wird auch die Vorstellung einer gegebenen Wirklichkeit, die literarisch nur mehr zur Darstellung komme. Genau hier nämlich gälte es für ein kulturwissenschaftliches Verständnis von Literatur, diese als Reflexion auf die Bedingungen des Erscheinens und die Struktur von ‚Kultur‘, ‚Diskurs‘ oder ‚Wissen‘ zu begreifen. Analog – und komplementär – zum Anspruch der Philosophie, Wissen vom Wissen zu sein, ist auch Literatur Wissen vom Wissen. Sie konstituiert Wirklichkeit nicht durch ‚Inhalte‘, sondern in und durch ihre *Form*. Gerade im Interesse des Thematischen und Thematisierten heißt das aber auch: Ihr Bezug auf die ‚Wirklichkeit‘ und ihre ‚Thematisierung‘ ist unablässig von der jeweiligen Relation von Selbst- und Fremdreferenz, die die Texte herstellen. Es wird um LEKTÜREN gehen müssen, um die Art und Weise, wie Literatur und Philosophie als Schreibweisen nicht nur lesbar, sondern selbst Formen der Interpretation sind – und solche vorschreiben. Die Aufmerksamkeit so verstandener Kulturwissenschaften wird also Fragen der Form gelten müssen: den zerklüfteten Formationen der Diskurse, den Poetiken des Wissens – eines Wissens, das nur im Modus seiner epistemischen *Formatierung* gegeben ist –, den Performanzen der Darstellung, den Orten der Rede und den Bedingungen von Autorschaft. Nicht zuletzt bedeutet dies, Texte zwar einerseits im Rahmen jener Gesetze zu lesen, die ihnen ihre (vermeintliche) Disziplin vorschreibt (im Fall der Philosophie), oder die die Texte sich als die Regeln ihrer Lektüre (als ihre Gattung oder Rahmung) jeweils selbst setzen (im Fall der Literatur); aber es heißt andererseits auch, in der Lektüre zu beobachten, wie sie sich zu diesem selbstgesetzten Gesetz in Relation setzen, *um* dieses *nicht* zu befolgen, in Erfüllung, Exposition, Übertretung, Brechung und Aussetzungen jener Ordnungen, die sie gerade voraussetzen.

Die Initiative zum vorliegenden Band und ein Teil der Texte gehen zurück auf die Anselm Haverkamp zum 60. Geburtstag gewidmete Tagung *Zone X: Literatur und Philosophie* im sommerlichen Berlin des Jahres 2003. Wie diese Tagung ist der Band und sind alle Beiträge, die für diesen verfasst wurden, Anselm Haverkamp gewidmet. Daher fehlt sein Name unter den Autoren. Seine grundlegenden Impulse zur bezeichneten Diskussion sind anderswo aufzusuchen, werden aber in vielen der Texte aufgerufen.